

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 14

Buchbesprechung: Emanuel : Roman von Edwin Urnet [Fortsetzung]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EDWIN ARNET

EMANUEL

ROMAN

FORTSETZUNG

An Emanuels achtzehntem Geburtstage fiel in der Fischerschen Wohnung ein Stück der morschen Holzdecke herab; ein faules Brett, mit Schimmelpilzen überzogen und ein paar Käfern belebt, lag auf der weißen Waschtischplatte. Das gab Frau Fischer zu denken. Morsch, verfault, muffig war die Wohnung, die Feuchtigkeit saß zwischen den Brettern wie ein scheußliches Gespenst, Mäuse fielen nachts wie fallende Steine durch die Wände, stets roch es modrig, und das alles legte sich unmerklich aufs Gemüt der Menschen. Diese Muffigkeit und graue Dämmerung hatte Frau Fischer schon längst beunruhigt. Sie hatte das Gefühl, als stände ihres, des Mannes, sowie des Sohnes Leben in solchen Zeichen der Muffigkeit. Ihr Mann arbeitete den ganzen langen Winter über in Löchern, in denen die Öfen untergebracht waren. Dabei war sein Nebenarbeiter ein rücksichtsloser Mann, der andere schifanierte, ohne eigentlichen Vorsatz, sondern bloß aus Dummheit und Engherzigkeit. Aber Herr Fischer empfand diese Reize schmerzhaft, oft bis zur Schwermut, sah darin den Spiegel der ganzen übrigen Welt und rieb sich im Stillen auf. Wenn er abends todmüde von seinen Öfen in die Wohnung hinaufkam, flog mit ihm ein schwerer Geruch von Kohle, Asche und Rost in die Stube. Wenn Frau Fischer von den kleinen Erlebnissen des Tages erzählte, hörte er teilnahmslos zu, als ob ihn die Dinge der andern Menschen überhaupt nichts angingen. Seine Gedanken, über die er keine Macht mehr hatte, waren

ganz eingestellt auf die Öfen und die Kohlen und auf die Löcher, in denen er arbeiten mußte. Eine lockere Schraube, die abzubrechen drohte, nahm ihn gefangen, beunruhigte ihn und ließ ihn nicht mehr los. Dazu kam noch so vieles, das sich ihm aufs Gemüt legte: Emanuel, in dem man einen Retter ersehnte, war schwächlich, zeigte Anlagen für eine Lungenkrankheit und hatte einen unbändigen Drang nach Büchern, Vorträgen und Theateraufführungen. Er konnte sich für tausend Dinge begeistern, gab sich in solchen Begeisterungen stark aus und hatte daher oftmals müde Augen.

In diese Zeit fiel auch der Anfang der Revolution. Kleine Krawalle in den Arbeiterquartieren, offene Rebellion in Fabrikbetrieben, Überfälle auf Polizeipatrouillen und eine endlose Zahl von Streiken gaben dieser Zeit den dunkeln Rhythmus. Frau Fischer verstand das nicht. Sie rieb sich sogar auf in dieser hastigen Abwicklung unerklärlicher Begebenheiten. Wenn geschossen, gestreift und überfallen wurde, erfüllte sie das mit Ekel, und doch fühlte sie sich in den Tiefen ihres Herzens mit all diesen Rebellen verwandt und verbunden.

Emanuel besuchte öfters ohne Mitwissen der Eltern politische Versammlungen. Er fand da etwas, das ihn ergriff und aufwühlte. Es zog ihn an, Versammlungen von Handwerkern, Patrioten, von Offizieren, Waschfrauen und Aktionären zu besuchen. Er setzte sich in die letzte Stuhlreihe, verschlang ihre Reden, verfolgte die Gebärden

der Zuhörer, ließ sich bisweilen hinreißen, daß er nachher keinen Schlaf fand, er achtete darauf, ob das Schicksal der andern dem seinen gleich, ob er allein dastand oder durch Fäden mit all den andern verbunden sei. Die leidenden Gesichter, die unbeholfenen Klagen und Gebärden der Arbeiter ergriffen ihn, das ehrliche Feuer ihrer Proteste liebte er, ohne sich über die Proteste selbst im Klaren zu sein. In diesen Versammlungshallen sah man keine Schminke, keine überlegte Gebärde, keinen veralteten Pathos. Alles war grundehrlich, ja gewissermaßen animalisch ehrlich. Einmal sah er einen alten Mann nach hitzigem Wortgefechte umsinken, ein andermal einen Jüngling mitten in einer glühenden Anspracherede zusammenbrechen. Ein Arbeitermädchen mußte sogar einmal Blut spucken. Wenn Emanuel auf der andern Seite mit Schulkameraden aus alten holzgetäferten Häusern sprach, Versammlungen von Offizieren und Patrioten besuchte, mußte er stets diesen aus den letzten Urteilen der durch den Pflug des Leidens aufgerissenen Äckern der menschlichen Seele emporsteigenden Klang der Inbrunst und phantastischen Überzeugung vermissen. Hinter diesen Menschen standen keine Jahrhunderte an Erniedrigung und Beleidigung, diese Leute trugen nicht den herrlichen Mantel der Ausgestoßenen, ihr Blut rieselte ruhig und gemächlich durch rosige Adern.

In diese beiden Welten warf sich Emanuel hinein, mit dem Vorhaben einer schönen Seele, beide zu

durchwandern und vielleicht die Kraft zu besitzen, ihre Klüfte überbrücken zu können. Aber er täuschte sich, denn keine dieser beiden Welten wollte ihn. Leute, die am Alten hingen, brachten seiner Weitherzigkeit Mißtrauen entgegen und hielten ihn für einen verkappten Rebellen, die Arbeiter aber vermisten in ihm die Stärke der Faust, die zuschlägig ist und die durch kein Zaudern sich ermatten läßt. Den einen war er zu rebellisch, den andern zu weichherzig.

Emanuel besuchte einmal eine Versammlung von Offizieren. Sie saßen in einer hellen Halle, rauchten, und tranken aus geschliffenen Kristallgläsern und behandelten das Thema „Die Wehrhaftigkeit eines Volkes“. Emanuel hatte sich auf verbotennem Zugange in diese Halle hineingeschlichen. Bevor der Vortragende das Katheder bestieg, erhob sich ein allgemeines, gedämpftes Stimmengewirr, in dem die Vokale breit und schön und ohne Stockung flossen und doch so ganz ohne tiefere Färbung waren. Man besprach staatliche Ausgaben, erörterte Brückenbauprojekte und verdamnte die neuesten Krawalle der Aufständischen. Man sah kein demütiges Auge, keiner sann, wenn er sprach, keiner ließ den Kopf etwas zur Seite neigen. Brust, Hals und Kopf bildeten bei den meisten eine unbeugsame Gerade. Die Schenkel der Offiziere drohten die glattgezogenen, grünen Hosen zu sprengen und die Beine stakten in schwarzen Stiefeln. Man sprach in Gruppen, meistens maßvoll und mit zurückhaltender Geste, gleichsam

als wäre jeder bemüht, nichts von sich zu verraten. Emanuel bestellte Wein, weil er sich in dieser Gesellschaft mit einemmale nicht zu seiner sonstigen Vorliebe für Tee bekennen wollte. Er versuchte mit selbstverständlicher Bewegung das Glas zu füllen, so wie es die andern taten, taktvoll, ruhig und exakt. Aber seine Hand zitterte, ein Tropfen fiel aufs weiße Tuch, und ein in der Nähe sitzender bartloser Mann in stahlblauer Uniform streifte ihn mit einem ironischen Lächeln.

Jetzt betrat ein höherer Offizier, ein Mann in den besten Fünfzigerjahren, das Ratheder, um über die Wehrhaftigkeit des Volkes zu sprechen. Seine Rede ging auf den Stelzen von Zahlen, je mehr er sich an Zahlen und Tatsachen, die keiner widerlegen konnte, festzuhalten vermochte, desto lauter wurde seine Stimme und desto sicherer floss die Rede aus dem lippenlosen Munde. Wenn er aber einmal zu einer freieren Betrachtung abkam und sich an keinen Zahlen- oder Tatsachenpfahl mehr anlehnen konnte und ihn die Versuchung überkam, etwas Allgemeines, vielleicht Halbphilosophisches zu sagen, dann geriet er ins Stocken, sein lippenloser Mund öffnete sich dreimal, seine Figur kam leicht ins Schwanken und seine Hand griff, wie nach einem Halt suchend, ins Rathederbrett; er hütete sich aber mit der Zeit immer mehr vor solchen Abschweifungen und blieb bei den Tatsachen; er verglich die Heeresausgaben dreier Jahre miteinander und las dabei die Zahlen mit besonde-

rem Nachdruck, weil er mit ihnen eine unabänderliche Wahrheit zu verkünden meinte.

Was Emanuel unerklärlich erschien, das war die Hartnäckigkeit des Redners, dem eigentlichen Kern der Sache auszuweichen. Er war für Erhöhung von militärischen Budgets, ohne über das Wesen des Militärs ein Wort zu verlieren. Mit Beschlüssen, Erlassen und Gesetzen zeigte er die Strafbarkeit aller rebellischen, gegen den Staat gerichteten Handlungen, während seine Mundwinkel trotzig nach unten schossen und der scharfe Grat seiner Nase nach vorn rückte.

Nachher gab es eine allgemeine Diskussion. Sie brachte mehr Leidenschaft in die Versammlung, als es der Vortrag vermocht hatte, aber es war doch mehr eine Leidenschaft beleidigter Temperamente, als eine solche aufgewiegter Herzen. Da kam ein dunkler Haß gegen alle jene zum Vorschein, die am Imperium des Militärs zu zweifeln wagten. Man nahm jene nicht ernst, kleidete sie vielmehr in die Lumpen von Verbrechern, lächelte über ihre irren Hirne und verwies sie in das Lager der Unnormalen, die alles menschliche Recht, jeden gesunden Menschenverstand wider sich hatten. Emanuel hatten manche dieser von den steifen Diskussionsrednern leichtthin und mit Ironie gezränkten Worte im Innersten getroffen, und mehrmals hätte er am liebsten ein Pfui in den Saal brüllen mögen. Berge von Engherzigkeit und Widersprüchen glaubte er um sich herum emporgetürmt zu sehen. Der Schweiß trat auf

seine Stirne. Da, als er so vieles in seinem Herzen zusammenkrampfen fühlte, traf die Stimme des Vortragenden an sein Ohr: „Wer wünscht sich noch zum Thema zu äußern?“

Einen Pendelschlag lang war es stille.

Die Diskussion drohte im nächsten Augenblick abgebrochen und damit eine ungeheure Last von Mißverständnissen und Unabgeklärtheiten auf dem freien Wege liegen gelassen zu werden. Vielleicht bedurfte es nur noch eines Wortes. Emanuel wußte selbst nicht, wie es kam: Seine Hand hob sich und kündete ihn als letzten Redner an.

Hundert prüfende, strenge Blicke flogen nach ihm. Wie eine Fliege im Spinnennetz, so war er im Fadengewirr dieser Blicke gefangen.

Er erhob sich und sagte:

„Meine Herren. Sie haben mit Recht auf verschiedene dunkle Punkte aufmerksam gemacht. Sie haben Ihre Anklage wider jene erhoben, die sich der Pflicht des Militärdienstes zu entziehen suchen. Ich sage, mit Recht haben Sie diesen dunkeln Punkt erwähnt. Aber haben Sie nicht doch einen kleinen Irrtum begangen. Mißverstehen Sie mich nicht, meine Herren, ich meine einen Irrtum, als Sie jene unliebsamen rebellischen Naturen bestrafen wollten, ohne sich jene klar und näher anzusehen. Glauben Sie nicht vielmehr, daß man jene etwas ernster nehmen sollte, als es bisweilen zu geschehen pflegte; ich meine nicht, daß man sie mit den Handschuhen einer falschen Unständigkeit anfassen soll, aber ich meine, daß

man sie unbedingt einmal ruhig anhöre, einmal sich mit ihnen näher abgeben sollte, ehe man sie ins Gefängnis schickt. (Hier wurde in der Saalmitte ein Stuhl geschoben, und sogleich ging auch durch die übrigen Reihen eine bemerkbare Unruhe.) Es sind doch schließlich keine reinen Verbrecher. (Jetzt ertönten ein paar Rufe wie: Schwäger . . . grüner Bursche.) Es sind beileibe keine Verbrecher, meine Herren, sondern Leute, die viel auf dem Herzen haben, die leiden und die . . .“

Die Unruhe nahm zu und schwoll zum Lärm an, so daß Emanuel überschrien wurde. Seine Gurgel schmerzte ihn, das Blut stieg ihm in den Kopf. Eine Meute von Feinden stürzte auf ihn ein, die er mit seinem Herzen gereizt hatte. Er fühlte, wie die Wogen des Hasses ihren Gisch nach ihm hinwarfen, als ob er jedem einzelnen schweres Unrecht zugefügt hätte. Man piff ihn aus, hieß ihn den Saal verlassen, schleuderte ihm Blicke zu, wie dem rüdigsten aller Hunde.

Auch das Furchtbarste blieb nicht aus: Der eigene Zweifel. Ob er recht hatte, ob es nicht doch eine Vermessenheit war, sich zum Worte zu melden, ob die Wahrheit, die ihm das Herz eingeflüstert hatte, nicht doch ein Irrtum war? Ein Irrtum seiner jugendlichen Empfindsamkeit. Da waren fünfzig- und sechzigjährige Männer, die das Leben bereits erlitten, überwunden und ergründet hatten, die mit ihren Werken, den Handelshäusern und Fabriken die Welt umspannten und Macht

erlangt hatten. Ob sie nicht doch die Vertreter einer bedeutsamen, einzig wirklichen Welt waren, die er nicht verstand, und die er nur nach ihrer äußerlichen, freilich rauhen Oberfläche beurteilte. Diese Zweifel gossen bittere Öle in die Flamme seines Herzens. Er verließ den Saal. Man wich ihm aus, indem man ihn mit höhnischem Lächeln demütigte.

Emanuel ging nach dem Vorfall nicht auf dem kürzesten Weg nach Hause. Er wählte den weitesten, der zugleich durch abgelegene Anlagen mit leichtem Buchengehölz führte. Der Nebel lag fehenweise an dem magern Geäst. Eine Laterne stand wie eine Verlassene in der Nacht und ihr Licht spiegelte sich in einer dunkeln Lllache. Nichts hatte Glanz, nichts Klang. Alles roch sauer, war eng zusammengestellt und ließ keine Wärme zu. Emanuel hatte auf einmal die Empfindung des Abgeschnittenseins. Er besann sich auf Freunde und erinnerte sich bloß an Feinde. Andere hatten ihre Nester, eine zarte Mutter, eine liebevolle Familie, oder sonst etwas, was Geborgenheit und Frieden gab, er aber besaß nichts, war zu allen Nestern hinausgeworfen worden. Er lag allein und weit um ihn herum dehnte sich eine kalte Verlassenheit. Überall glozten ihn abgeschnittene Fäden an, die zu Freunden, liebevollen Menschen, zu Häusern und Zimmern des Geborgenseins und der Friedsamkeit führten, und die er mit eigener Schuld von sich abgeschnitten hatte.

Er kam an einem Hause vorüber, in dem noch ein Parterrefenster erleuchtet war. Um Tische saßen Mann und Frau in der Mitte von spielenden Kindern. An der Wand hing ein Christusbild mit einem feuerroten Himmel. Ein Schimmer des restlos Genügsamen lag über den Möbeln und Gesichtern. Emanuel wußte es auf einmal, daß das jene Welt war, die er verlassen hatte und die er vielleicht nie mehr betreten durfte, obwohl er ihre Klarheit und ihre Helligkeit tiefer empfand als jene, die sich in ihr zu bewegen hatten. Er stand bereits außerhalb von ihr. Alle Behmut, Melancholie, alle Schwermut eines abseits Stehenden stiegen gleich giftig schönen und doch so wunderbaren Gewächsen aus den verborgensten Feldern seiner Seele auf. Er mußte ihr Gift und ihre Schönheit schmecken.

Eine Weile stand er im Schatten eines Holzgerüstes. Dann ging er heim.

Die Mutter scheuerte einen Borboden. Es roch nach nassem Bodenholz und weißer Seife. Man roch den kommenden Sonntag mit seinem Frühgeläute, seiner Stille der Zimmer, seinem Geräusch des Spaziergängerstromes und dem Lachen schulfreier Kinder voraus. Zwischen dem dunkeln Erlebnis der vergangenen Stunde und der Helle der mütterlichen Umgebung lag eine tiefe Kluft, die es Emanuel zu überbrücken drängte.

„Du arbeitest noch,“ sagte er, scheinbar hingeworfen, im Tiefsten aber mit einem flehentlichen Verlangen nach einem Wort.

„Du hättest mir wohl etwas helfen können,“ erwiderte die Mutter mit einem leichten Anflug des Vorwurfs. „Das ewige Bummeln in der Nacht solltest du dir abgewöhnen.“

„Ich habe nicht gebummelt.“

„Was denn anders?“

Da mußte Emanuel unwillkürlich lächeln. Als er aber über die Stiege hinaufging, lächelte er nicht mehr, es kam ihm wieder alles schmerzhaft und schwer vor.

In der Nähe des Hofersplatzes, der durch seine politischen Versammlungen und Krawalle eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, stand, zwischen zwei hohen Mietskasernen eingeklemmt, das Versammlungshaus der Arbeiter. Es trug mit Absicht keinen Schmuck. Der einzige Schmuck, der gestattet wurde, wohl auch nur deshalb, weil er beim Kauf dieses Hauses schon da war, bestand in einer kleinen Relieftafel, die man im Hauptsale, etwa kopfhoch über dem Boden, in die nüchterne Wand eingelegt hatte. Viele hatten sich schon den Kopf über den Sinn dieser seltsamen Figuren zerbrochen. Auf einem Strom mit stark stilisierten Wellen fuhr ein Schifflein, das eine edle, in ein ruhiges Faltenkleid gehüllte Frauengestalt trug, die mit einer Hand über eine Leier strich. Am Ufer, an dem die geheimnisvolle Frau mit einem unbeirrbaren Blick in die Weite achtlos vorüberfuhr, lagen im Sande, inmitten von

Natterngezüchte mit großen Mäulern und dünnen Schwänzen einige Männer und Weiber. Die waren zerlumpt, wandten knochige und eingefallene Gesichter dem Schiffe zu und rangen die Arme. Warum? Das war manchem nicht so ganz klar, wohl jedenfalls, weil sie dem Otterngezüchte entfliehen wollten, vielleicht weil sie von dem fahrenden Schifflein mit der hochragenden Frau mitgenommen werden wollten, vielleicht auch, weil sie Hunger hatten oder froren. Die Frau aber mit der Leier glitt an dieser Leideszene vorüber, und man wußte nicht recht, ob sie davon ungerührt, sie vielleicht gar nicht bemerkt, oder ob sie ein so festes Ziel im Sinne hatte, daß ihr das, was am Wege lag, gleichgültig war. In dieser Halle hatte Emanuel schon zahlreichen Versammlungen beigewohnt. Die aschgrauen Wände, die niedere gelbliche Decke mit dem schweren Eisenleuchter und die großen, direkt in die getünchte Wand eingelegten rahmenlosen Fenster hatten ihn jedesmal ergriffen, es roch hier förmlich nach den tiefsten Schicksalen des Lebens. Um so weniger war seinem Auge diese Relieftafel entgangen. Er hatte ihr schon hundert Deutungen gegeben, jedoch keine hatte ihn restlos befriedigt, und zuletzt begnügte er sich damit, sie einfach schön zu finden. Etwa eine Woche nach jener Offiziersversammlung fand in dem Arbeiterhause eine Versammlung statt, an der gegen den Krieg protestiert und für Brüderlichkeit, gute Löhne, gesunden Menschenverstand und billiges Brot gesprochen wurde.

Am Schlusse der ziemlich erregt verlaufenen Versammlung stieg ein magerer Jüngling mit entblößtem Halse und fiebrig ausgetrockneten Ohrenmuscheln auf das Podium und denunzierte einen Kollegen, einen jungen Bildhauer, den die Liebe zur Kunst von der Teilnahme an der Politik abgebracht hatte. Dieser Mann hatte lediglich aus Lust am Neuen und Lebendigen anfänglich die Versammlungen besucht und sich in ein paar Komitees hineinwählen lassen, war dann aber plötzlich abgesprungen mit der Bemerkung: Das Recht sei doch nie auf der Seite der Masse.

Der junge Mann mit den ausgetrockneten Ohrenmuscheln schrie laut in den Saal hinaus:

„Wer sich allzusehr etwas auf sein Künstlertum einbildet, ist wider uns. Die Not ist so groß, daß sie starke und gute Menschen, aber keine Bilder und Gedichte braucht.“

Der ganze Saal brüllte Bravo, obwohl man nicht recht begriff, weshalb sich der Rufer so sehr gegen die Künstler entrüstete, die man doch für so harmlose Menschen hielt.

Und der andere schrie weiter, wobei er rot im Gesicht wurde und sich seine Finger in die Handballen gruben:

„Fort mit der Wollust des einzelnen, es hat keiner das Recht, gütlicher zu leben als andere.“

Plötzlich wandte er sich um und wies mit weit ausgestrecktem, dürrem Arme nach der Relief-tafel mit der die Leier spielenden Frau und den Menschen im Gewürm hinauf. „Das ist auch so

etwas, das nicht in unsere ernsten Räume gehört. Merkt ihr nicht, welch furchtbarer Hohn aus diesem Steingebilde hervorgrinst?" Und fast schulmeisterlich setzte er seine Erklärung fort: „Das hier ist das Weib der Kunst, und das hier sind die Leidenden, unsere Brüder. Seht, wie das dem Kult des süßen Teufelsgesanges frönende Weib an all den Armen, Hungernden und Kranken vorüberfährt, ohne ihrer zu achten, ja, sie sogar zu mißachten. Die Darmsaiten sind ihr mehr wert, als die vom Hunger zerwühlten Menschendärme. Hinweg mit dem Bild, werft es zum Fenster hinaus!“

Ein Sturm rauschte über die Bänke.

Sofort drangen junge Männer und Weiber aufs Podium. Einer hieb mit einem Stuhle auf das Bild ein, ein anderer mit einem Holzpflöck.

Da ergriff Emanuel, der all dem wie im Traum gefolgt war, eine unfaßbare Abneigung gegen all dies, daß er wie ein Tier aufs Podium schnellte, einige der Männer zur Seite stieß und ein junges Mädchen, das einen Gegenstand in der magern Hand schwang, zu Boden warf, auf einen Stuhl sprang, die Relieftafel mit dem Rücken deckte, und in den Saal hinaus rief: „Ihr seid wahnsinnig. Eure Leiden sind nicht für die ganze Welt ausschlaggebend. Es gibt noch andere Dinge, von denen ihr keine Ahnung habt, und die doch weltumspannender sind als alle eure sozialen Leiden.“ Der mit den ausgetrockneten Ohrenmuscheln lachte höhnisch und unsäglich mißachtend.

„Das sind unsere Feinde,“ rief er, „die sich von uns abwenden, sobald der Kampf ihre Hände erfordert, Schöngeister, Revolutionsästheten, soziale Schauspieler,“ und dann rief er im Trotz: „Schlagt das Ding zusammen.“

Zahlreiche Arme, mit allerlei Gegenständen bewaffnet, züngelten nach dem Relief empor, wie ein Knäuel von Schlangen. Emanuel preßte den Rücken schützend so stark gegen das Relief, daß er zwischen den Schulterblättern die senkrechten Faltenlinien des Kleides der Zitherspielerin fühlte.

Vor sich aus dem Gewirr sah er ein Mädchen-
gesicht hervortreten, mit knabenhafter Nase und schöner, feingebeugter Stirne, grundehrlich, von herrlichster Empörung geschwellt. Dazu hatte sie sinnliche Lippen.

Dies Gesicht zwang Emanuel zur Sanftmut. Seine Stimme aber wurde überschrien. Man stieß ihn vom Stuhl. Ein Student der Jurisprudenz schlug ihn. Ein Handwerker spuckte vor ihm aus.

Eine alte, feuchende Frau nahm ihn bei der Hand und riß ihn durchs Gewühl des Saales hinaus ins Freie. Im kalten Nebel schob sie ihn weg. „Gehen Sie, Sie sind zu gut für dieses Saupack,“ flüsterte sie, drückte ihr Häubchen ins Gesicht und huschte nach der nächsten Gasse. Sie war eine Arbeiterin, gehörte ebenfalls zu den Demonstranten, besaß aber die Gewohnheit, immer den zu bemitleiden, der im Kampfe irgendwie unterlag.

Auf dem Heimwege begegnete Emanuel einem verspäteten Knaben, einem achtjährigen Knirps mit großem Lockenkopf. Emanuel hob den Erschrockten auf die Achsel, rannte mit ihm um eine Plakatsäule, stellte ihn dann wieder auf den Boden und küßte ihn ins Haar hinein. Er wäre am liebsten mit Kindern allein gewesen.

Emanuel reiste plötzlich aufs Land hinaus. Ein Freund, dessen Vater ein Landerholungsheim besaß, hatte ihn eingeladen.

Das Erholungsheim lag auf einem rebenbepflanzten Hügel, der sich sanft nach Westen neigte, in ungepflegtes Niedland überging, und schließlich an einen kleinen See stieß, der nie befahren wurde und auf dem es wilde Enten gab.

Emanuel stand morgens früh auf, streifte durch die Nebberge, schlenderte durch das Ried und setzte sich auf gefällte Baumstämme, die mit dem einen Ende im Wasser lagen. Er hatte die Stadt satt. Sie hatte ihn verwirrt. Die Rätsel, die sie ihm Tag für Tag fast in atemloser Hast aufgab, lagen ungelöst in seiner Brust und drückten schwer; er war müde und hatte Lust, einige Wochen ununterbrochen zu schlafen.

Aber er täuschte sich. Er konnte der Schwere seines Herzens nicht entfliehen. Die morgenfeuchten Wiesen mit dem dampfenden Boden, die Baumgruppen in den milchigen Nebeln, die weiten, vorwinterlichen Ackerflächen, alles schmeckte verbraucht und alt.

Es gibt eine Art von Vagabunden, die in der Süße der Landschaft ihre Zuflucht aus der Lebensschwere der backsteinernen Stadt finden. Sie sind scheinbar befriedigt, wenn sie aus der Schlacht in den Dämmer eines Buchenhaines flüchten können und aus dieser Flucht sind sie gerne bereit, eine genialische Jugend zu machen. Emanuel sah zum erstenmal ein, daß er für dieses Vagabundentum nicht geschaffen war. Manchmal saß er abends am Fenster, wenn im Hause Kurgäste und Knechte schliefen und schwangere Kühe im Stalle mit den Ketten klirrten, und es war ihm dann, als hörte er in der Ferne die Großstadt rauschen, als sähe er am Horizonte den Himmel gerötet von ihrem seltsamen Lichte, das halb einem Höllenbrande, halb einem Himmelslichte glich. Dort schlummerten seine Erlebnisse, sein erstes Kosen eines teuflischen, herrlichen und doch so schmerzhaften Lebens. Ein Gang über ölige Asphaltstraßen schob ihn oft unverhofft in die geheimsten Tiefgänge des Lebens hinein, während ein Spaziergang über Wiesen und Felder Schleierchen an seine Seele hängte, die wohl einen kleinen Augenblick schimmerten und märchenhaft waren, am kommenden Tage aber meistens wie verregnete Fahnen nach einem Feste abgebraucht herunterhingen, ausgewaschen und langweilig. Wenn die Bauern an ihm vorüberzogen, ihm stumpfsinnig zunickten und Weiber sich dreimal nach ihm umkehrten und Dummheiten ficherten, dann dachte er an die Dichter seines Landes, die

sich damit einen Namen gemacht hatten und bürgerliche Ehrenrosetten auf der Brust trugen, weil sie auf die gesunde Urkraft des nationalen Bauerntums ihre Gloriolen geschwungen hatten. Auf dem Dorfe, das Emanuel oftmals durchstreifte, gab es einige Kretinen. Sie saßen abends vor der Türe und Männer und Frauen strickten, schauten, wenn er vorüberging, mit toten Gesichtern in die Luft und grunzten. Die Gesunden schienen sich um diese Lebendtoten, die für die Schnapsünden ihrer Väter zu leiden hatten, nicht im geringsten zu kümmern. Sie schienen die Kluft, die sie von jenen trennte, fast nicht zu ermessen. Sie hockten fast wie die Kretinen selber am Abend um die Schüssel und schälten Kartoffeln und lachten stumpfsinnig, wenn sich eine Fliege am Ampelglas verbrannte. In ihren Stuben hingen Fahrpläne und knallfarbige Mariamuttergottesbilder, und wenn sich ein Blatt gedruckten Papiers in diese Zimmer verlor, las man es nicht, sondern machte Napoleönhütchen daraus, die man den Katzen abends über den Kopf drückte und sich vor Lachen den Bauch hielt, wenn das Tier in diesem unwürdigen Schmucke über die Holzfließen irrte. Wenn im Dorfe einer von einem Polizisten aus dem Hause geholt wurde, so standen sie zusammen und murmelten, schoben wie Tiere die Augenbrauen zusammen, und aßen nachher ihren Käse.

Emanuel reiste nach zwei Tagen in die Stadt zurück. Man fuhr ihn in einer Landchaise auf den

Bahnhof. Auch ein Kurgast, eine Frau Pfarrer, fuhr mit.

„Ach diese herrliche Landschaft,“ zirpte sie, und zog ihre Bluse etwas von der schwitzenden Haut weg, „man kann in solcher Landschaft direkt gesunden.“

„Körperlich wohl,“ sagte Emanuel, worauf sie ihn von der Seite mißtrauisch maß. Sie kam aus diesem Menschen einfach nicht draus. Schon im Kurhause war er ihr immer eigenartig und rebellisch vorgekommen. Er hatte Meinungen, die sich fast nie mit den übrigen Meinungen deckten; für sie war das natürlich das Zeichen eines höchst unreligiösen Lebenswandels.

Emanuel's Abschied von dieser Dame, die er hinten halten mußte, daß sie von ihrem Körpergewicht beim Einsteigen in den Bahnwagen nicht rückwärts gerissen wurde, war nicht sonderlich warm.

Trotzdem: er liebte sie um ihrer Kinder willen, denen sie gewiß eine gute Mutter sein mußte. Oft hatte es ihm weh getan, daß diese Frau in ihm so etwas wie einen Widersacher gegen ihr trautes, frommes Frauentum gewittert hatte. Er winkte ihr mit einem Taschentuch, als der Zug in den Wald hineinfuhr. Sie hielt es aber für eine üble Neckerei, lehnte in ihren Sitz zurück und suchte diesen verlorenen Menschen aus ihrem reinen Gemüte zu streichen.

Als Emanuel im Bahnhofe der Stadt ankam, sah er die Patin, Frau Oberlin, auf sich zukom-

men. Sie war viel ernster und bleicher als sonst und um die Augen hingen ihr dunkle Schatten. Als Emanuel mit ihr aus der lauten Bahnhofshalle schritt, hatte sie ihm bereits die traurige Botschaft mitgeteilt.

Emanuel's Vater war vor zwei Stunden gestorben. Eine Lunge, vom Kohlenstaub zerfressen, hatte den stillen Arbeiter aufs Totenbett gelegt.

Farbige Reklameschilder tanzten auf den Fassaden der Häuser, schaukelnde Tramwagen klingelten ungeduldig, Wagen zitterten vorüber, ein Milchkarren stürzte um und die Milch floß unter den grimmigsten Flüchen des Milchmannes in die Gasse. Eine Rauchschwade des nahen Fabrikviertels schleppte sich über den öligen Asphalt und dann fielen vom Münsterturme Hochzeitsglocken in das Gebrause, schwoollen immer mächtiger an, fraßen den Lärm der Fuhrwerke, Menschen und Fabrikgeräusche auf, und füllten die ganze Luft aus. Einen Augenblick erinnerte sich Emanuel an jenen Jugendtag, da ihn die Glocken mit einer unaussprechlichen Lebensfreude erfüllt hatten.

Jetzt tönten die Glocken an ihm vorbei. An einer Plakatsäule der Straße klebte ein Plakat, von dem sein Vater noch kürzlich in tadelndem Sinne gesprochen hatte. Ein anzügliches Plakat, das für einen ebenso anzüglichen Tanzabend lockte. Und dieser Papierfetzen, den die strenge Bravheit seines Vaters vernichtet hatte, der hing nun immer noch da, und überdauerte höhnisch das Leben des braven Entrüsteten.

Am Hofierplaze zog ein Zug lärmender Demonstranten vorüber. Einer erkannte Emanuel als den Schützling der Relieftafel und rief ihn herausfordernd an. Emanuel dachte: Das ist nicht das Letzte, was es auf Erden gibt.

Herr Fischer lag im Schlafzimmer aufgebahrt, im gleichen Raum, wo Emanuel einst die Taufe empfangen hatte. Man hatte Mühe gehabt, ihm die kalten Hände zu falten. Die knöchernen Finger, in deren Hautspältchen der Kohlenstaub sich angesogen hatte, blieben steif und sahen aus, wie zwei ineinandergelegte Heurechen. Seine Lippen waren bläulich und durchsichtig und unter den Backenknochen senkten sich zwei graue Backengruben.

Frau Fischer war schwarz gekleidet. Emanuel traf sie in der Stube. Er umarmte sie und sie preßte ihn so stark an ihre Brust, daß es ihm das Schluchzen erdrückte und ihre Brautbrosche sein Kinn blutig rißte. Dann ging sie in das kleine Zimmerchen hinauf und ließ sich zwei Stunden lang nicht mehr sehen.

Im Hofe klopfte jemand den Teppich und auf der Straße führen schwere Fuhrwerke vorüber. Emanuel saß lange am Bette des Toten. Er hatte die Finger des bleichen Mannes zu beugen versucht, aber es ging nicht.

Dann trat Frau Oberlin ins Zimmer. Weil er wußte, daß sie schon an manchem Totenbette gestanden hatte, störte sie ihn jetzt nicht.

„Er hat bis zum letzten Augenblick gearbeitet. Er hielt die Kohlschaufel noch in der Hand, als schon alles vorbei war.“ Die Patin sagte dies mit gleichförmiger Stimme.

Emanuel hatte dieses eherne, ganz in der Arbeit aufgehende Pflichtbewußtsein seines Vaters schon öfters rühmen hören. Jetzt klangen ihm aber die Worte der Patin wie eine Offenbarung und einen Augenblick war es ihm, als läge der Tote stolz auf seiner Bahre.

Am Nachmittage erschien ein Arbeiter, der nach dem Standort des Kohlenkessels und der Schaufel fragte. Er sagte nicht, daß er der neue Heizer sei; aus Pietät log er.

Im Krematorium war es kühl und die übergroßen Evangelisten an den Wänden, deren kräftige Mantelwürfe Emanuel einst bewundert hatte, störten ihn jetzt. Diese Kunstwerke erschienen ihm im Angesichte des Todes widerlich.

Der Pfarrer sprach nach dem Orgelspiel eine kurze Abdankung. Die Worte „arbeitsreiches Leben“ wiederholten sich sechs bis siebenmal in seiner Rede. Aber Emanuel schien es, als hätte dieser schwarze Mann, der bestimmt und ernst aussah und dessen Stimme das kühle Geländer der Geschäftigkeit nachwanderte, das Recht auf seiner Seite, als spräche er mit seiner knappen, oft wie frommen Pulverschüssen gleichenden Sprache das einzig Richtige und unabänderlich Wahre aus.

„Er ging einen Weg der Entbehrung und der Arbeit, einen Weg der unerschütterlichen Pflicht. Er hat sich nie aufgelehnt. Gott wird ihn belohnen.“ Als der Sarg zwischen zwei Schiebetüren in die Flamme hineinfuhr, öffnete der Türsteher das Portal und ein scharfer Windhauch fuhr in die Halle.

Am Abend, als die Patin, Frau Oberlin, bei Frau Fischer saß, trieb es Emanuel aus dem Hause, zuerst zum See hinaus und dann wieder zurück, dann die lange Hauptstraße dem Bahnhofe zu, und dann schließlich in die Vorstadt hinaus, wo es überall nach verfaulten Kohlköpfen roch. Niedere Gemüsegärten in vorwinterlichem Zustande reichten sich aneinander, durch kleine niedergetretene Hecken getrennt. In den mit Regenwasser gefüllten, im Boden eingegrabenen Fässern spiegelte sich der Mond. Nach Süden prallte diese Fläche an einer endlosen Reihe kahler Mietskasernen ab, nach Norden verlief sie sich träge in grau verhangenen Hügeln.

Als er müde war, setzte er sich auf eine Bank. Von der Straße herüber schrillten die Pflöcke abfahrender Züge, wie verirrte Vogelstimmen, und über die Ebene legte sich ein leichter Nebelschleier, der nach der Stadt zu von vereinzelt Laternen in zitternde Spiralen zerlegt wurde.

Emanuel hatte sich den Tod immer anders vorgestellt.

Die Natur ist widersinnig, dachte Emanuel, und ließ den Blick über die abgestorbenen Beete mit

fahlen Gemüfestengeln und vom Gewürm zerfressenen Kohlraben, Rüben und Zwiebeln gleiten. Sie ist sinnlos, chaotisch, voller Zufälle und ohne Gesetz, dachte Emanuel weiter. Wenn sich der Mensch nicht in ihren vergorenen Chaos hineinziehen und sich von ihr nicht vernichten lassen will, dann muß er ihr schon selber einen Sinn geben. Dazu aber braucht es Kraft. Vielleicht sogar mehr: einen offenen, klaren Siegerwillen.

„Und den habe ich ja nicht,“ sagte Emanuel hörbar und erschrak ob seiner eigenen Stimme. Ich bin ein Zweifler. Der Wirt Blinghel hat mich einst aus der Merkuria gejagt, Herr von Stein schalt mich einen schlechten Knaben. Titus ist mir, dem Schwächling, fremd geworden. Sogar meine Mutter leidet um meinetwillen. In der Offiziersversammlung hat sich dann die Öffentlichkeit wider mich gewandt, und in der Arbeiterversammlung bespuckten mich sogar die Armen. So habe ich mir eine Welt geschaffen, von der ich nun einsehe, daß sie mit der richtigen Welt gar nicht übereinstimmt. Der Junge, der dort drüben über den niedern Zaun klettert und vielleicht auf irgendeinen Gemüsediebstahl ausgeht, versteht die rechte Welt vielleicht weit besser als ich.

Über den Zaun stieg wirklich ein junger Bursche. Er hielt sich gebückt und spähte nach allen Seiten. Bei einem kleinen Bretter- und Kistenverschlag angekommen, legte er einen Sack auf den Boden und machte sich mit irgendeinem Instrument an einer Kiste zu schaffen. Dann drehte er Emanuel

den Rücken zu, so daß dieser das fernere Hantieren dieses geheimnisvollen Nachtgängers nicht mehr deutlich wahrnehmen konnte, bis plötzlich ein eigenartiger Laut die Stille durchschnitt, nicht zu laut, aber unheimlich kläglich und abgerissen.

Emanuel sprang auf den Jungen zu, der maßlos erschreckt war und deshalb die Flucht vergaß. In der Hand hielt er einen zuckenden Tierleib, den er auf den Boden fallen ließ. Es war ein weißes Kaninchen. Es lag auf der Seite, mit einem großen Blutflecken auf der schmalen Brust, und mit runden Augen, die sich langsam brachen.

Emanuel sah den Kleinen schweigend an, der den Troß in das offene, blühende Gesicht preßte und dann sagte: „Wir haben nichts zu essen.“

Emanuel bückte sich zu dem Tiere nieder und sah, daß es noch einmal zusammenzuckte, als wollte es sich von der Seite auf die Pfoten stellen, dann aber den Kopf nach vorn fallen ließ, und sich langsam ausstreckte.

„Wir haben nichts zu essen. Der Vater hat seine Zeit abzusitzen,“ sagte der Bursche und wischte sein Taschenmesser an der Hose ab.

„Du hast zwiefach Böses getan,“ begann Emanuel, „du hast gestohlen und getötet.“

„Meine Mutter hat mich geschickt.“

„Warum hast du ihr gehorcht?“

„Du sollst Vater und Mutter ehren,“ erwiderte der Bursche. Er sagte dies ohne jeden höhnischen Anflug, sondern wirklich mit einer Überzeugung, an der es nichts zu rütteln gab.

„Warum hast du dies Tier mit einem so scheußlichen Messer getötet?“

„Ich habe kein anderes, und das Tier mußte hier getötet werden, denn wenn ich es lebend in den Sack genommen hätte, wäre das aufgefallen.“ Er lächelte mit vollem Mund und schob sich eine schwarze Locke unter die Mütze.

„Dein Mord ist doppelt unschön, weil du ihn raffiniert ausführtest.“

„Wir haben nichts zu essen. Und jeder hat das Recht zu essen.“

„Bereust du dies alles gar nicht?“ Emanuel zeigte auf das tote Kaninchen.

„Warum?“ Der Bursche schlug die Augen zu dem Ältern auf, frei, ohne mit den Wimpern zu zucken. Dann wechselte er zwischen dem toten Tier und Emanuel unschlüssige Blicke, schließlich nahm er den welken Kaninchenleib auf und legte ihn, blutend wie er war, in den Sack.

„Ich darf doch?“ lächelte er, warf den Sack über den Rücken, zog freundlich die Mütze von dem schwarzen Italienerhaar, schwang sich über den Hag und eilte fröhlich pfeifend in den Nebel hinein, wie die Erscheinung aus einer Welt, die Schlechtes tat, aber trotzdem die Götter auf ihrer Seite hatte. Dieser Junge besaß Mut, Kraft, Kühnheit, war königlich in seinem ganzen Tun, und tat doch Dinge, die nicht sittlich waren. Es gab alte nordische Märchen und Sagen, in denen üble und böse Geschöpfe stets als buckelige, zwerghafte oder sonstwie gebrechliche Kreaturen darge-

stellt wurden. Alle diese Sagen und Märchen gefielen sich in dieser körperlichen Bergewaltigung des Bösen, ganz im Gegensatz zu den heidnischen Märchen des sonnigen Südens, in denen die Götter stets einen erhabenen Anblick boten, wenn sie sich zürnend gegen die Geseze vergingen.

Emanuel vernahm jetzt Tritte. Auf einem Karrenwege nahte sich ihm eine Gestalt.

Es war jenes Mädchen, dessen Gesicht ihm damals bei der Vernichtung der Relieftafel, als alles auf ihn einstürzte, ihn schlug und vom Stuhl herunterriß, aufgefallen war. Eine lange schwarze Pelerine floß an ihrem gazellenhaften Körper herab, den Kopf hatte sie nicht bedeckt, und kleine Tauperlen schwebten an ihren feinen Haaren, die kurzgeschnitten waren. Auch sie erkannte den Reliefbeschützer wieder und tat sich keinen Zwang an, den Jüngling, den sie auf ihrem üblichen Nachspaziergange angetroffen hatte, dies wissen zu lassen. Sie besaß etwas von jener Freimütigkeit der Rede, die sofort zur Gegenrede auffordert.

„Sie wollen also mit uns (sie verbesserte sich), mit den Arbeitern nicht gemeinsame Sache machen,“ fragte sie.

„Nein.“

„Dann sind Sie ein Anhänger der anderen?“

„O nein!“

„Ja, um Gotteswillen, haben Sie denn gar keine Ansichten?“ Sie maß ihn ernst und herausfordernd. Ihre stolze Stirne glänzte im Nebeltau.

Emanuel mußte unwillkürlich lächeln. „Darauf ist nicht leicht zu antworten,“ erwiderte er, „ja . . . und nein.“

„Das ist nicht die Antwort eines Mannes,“ gab das Mädchen zurück, und seine Augen funkelten leicht, „ein Mann muß einen Standpunkt haben, muß sich für diesen aufopfern, im gegebenen Falle für ihn alles hergeben können.“

„Einen Standpunkt haben, heißt nichts anderes, als zugunsten des einen den andern zu hassen. Ist es nicht so?“

„Sawohl. Und was ist dabei? Ich liebe meine Parteigenossen und hasse die anders Gesinnten.“

„Wenn aber die anders Gesinnten ebenso viel Recht hätten als Ihre Parteigenossen, was dann?“

„Was dann? . . . Ach was, das ist eine dumme Frage, sie haben eben gar nicht recht,“ und sie verfiel sich in einer wahren Anklagerede gegen die moralische Verkommenheit der anderen Partei. Sie sprach so erregt, daß ihr bei jedem Wort weiße Hauchnebel zwischen den roten Lippen hervorflossen.

Emanuel ließ sie gewähren. Zuletzt lächelte er ein klein wenig und meinte: „Mir ist das eigenartige Schicksal zuteil geworden, daß ich immer auf beiden Seiten gleich viel Gutes und gleich viel Böses entdecken muß. Mich auf eine bestimmte Seite schlagen, heißt für mich, den Blick für die Wahrheit der andern Seite trüben. Kampf ist immer eine solche Engherzigkeit. Die größten

Kämpfer waren immer die engherzigsten Menschen. Generale und Reformatoren erhielten ihre Kraft nicht von Gott, wie sie und andere, die daraus ein Wässerlein auf ihre Gottesmühle ableiten wollten, uns glaubhaft machten; ihre Kraft stieg vielmehr aus einer gewaltigen Blindheit hervor, aus einer übertriebenen und einseitigen Stellungnahme, aus einer begeisterten Verbohrtheit in ihre Sache. Ich bringe eine solche Begeisterung mit dem besten Willen nicht mehr auf. Aber mißverstehen Sie mich nicht: Ich fühle mich nicht wohl in meiner Sonderstellung. Ich bin irgendwo sehr einsam und ich beneide jene Glücklichen, die blind, einseitig, engherzig und damit kraftvoll und sieghaft sein dürfen. Ein Prokurist, der glaubt, daß von seinem beschriebenen Dossier ein Hauptteil vom Wohl und Wehe der Welt abhängt, und darüber das ganze weite herrliche Gottesreich über sein Dossier hinaus gar nicht sieht, ist glücklich und schöpft aus dieser Torheit eine unendliche Kraft, die ihn für's Leben haltbar und widerstandsfähig macht." Es entstand eine lange Pause. Emanuel fühlte eine ungeheure Mattigkeit. Außerdem fror er. Der Nebel war unterdessen fast undurchdringlich geworden.

„Sehen Sie,“ sagte das Mädchen auf einmal mit einer warmen Stimme, „Sie haben vielleicht eine große Wahrheit entdeckt, aber sie macht Sie nicht glücklich, denn Wahrheiten, und mögen sie noch so groß sein, wenn wir mit ihnen einsam sind, machen uns nie glücklich. Was mich anbetrifft, so

fühle ich nie etwas von jener Vereinsamung, von der heute geistvolle Menschen so oft sprechen. Wenn ich mich in Kameradschaft mit andern fühle und weiß, daß die gleiche Begeisterung zu einer Sache, die mich ausfüllt, auch durch die Herzen all meiner andern Freunde geht, dann habe ich das Gefühl der Sicherheit. Alles hat dann für mich einen Sinn. O, es ist etwas Herrliches, sich nie allein zu fühlen. Und wenn ich nachts im Bette liege und daran denke, daß in tausend andern Betten in eben derselben Lage, mit eben demselben Buche unter dem Kissen und eben demselben Gedanken im Kopfe tausend andere Menschen liegen, dann scheint mir das sehr erhebend; so muß es dann ungefähr einer Mutter zu Mute sein, die weiß, daß alle Kinder im Hause in ihrem Geiste beten und in ihrem Geiste träumen. Es ist so etwas wie ein großer versöhnlicher Familiensinn. Ich möchte dann allemale aufstehen, um im Garten Blumen zu pflücken und jedem Menschen einen Strauß vor das Fenster zu stellen. Ich wünsche nie allein zu sein. Puh!"

Sie schüttelte dabei drollig den Kopf, ihre Haare flogen, und eine Strähne blieb in ihrer feuchten Stirne kleben.

Emanuel schloß die Augen. Als das Mädchen mit wohlgemeinten Ratschlägen fortfuhr, und er wahrnahm, daß eine plötzliche Redemüdigkeit bei diesem Kinde eine falsche Deutung finden mußte, sagte er, gleichsam als Entschuldigung:

„Sie haben heute meinen Vater begraben.“

Das Mädchen verstummte, biß die Lippen aufeinander, ließ sie wieder von einander fallen und richtete seinen erschrocken Blick auf den Jüngling.

Die beiden saßen von da ab schweigend nebeneinander. Die Bank war naß, in den Erdfurchen zu ihren Füßen liefen kleine Wasserbäche zusammen. Wo die Stadt lag, sah man nichts als einen matten Lichtschimmer.

Einmal nahm sie seine Hand in die ihre und rieb sie warm. Schon lange war zwischen ihrer Schulter und der seinen kein Zwischenraum mehr. Gegen den Morgen ließ er seinen Kopf an ihre Schulter fallen, während sie mit ihrer Hand über sein nasses Haar strich.

„Armer!“

Johanna hatte ihr Zimmer in einem Mietshause in der Nähe der Universität. Sie studierte dort zu gewissen Zeiten Germanistik. Wenn es aber der soziale Kampf erforderte, besuchte sie die Vorlesungen nicht. In ihrem Zimmer stand auf einer Stagere eine Reihe von Büchern. Sie besaß solche, weil sie wußte, daß Bücher etwas mit den schönen und letzten Tiefen des Lebens zu tun haben. Sie las sie aber nicht, weil sie eine Abneigung gegen Gedrucktes empfand. Sie nahm lieber Bettler und verlassene Frauen zu sich aufs Zimmer, um ihnen Tee zu kochen, ihnen Brote zu streichen und mit ihnen die Konflikte zu besprechen. Nur ein

Buch war stark abgebraucht und lag auf dem Gestell, wo es am mühelosesten zu erreichen war: „Die Kolonie am Tigerflusse“ hieß es, trug auf seinem farbigen Deckel eine Farmerhütte mit dampfenden Feldern, hohen Bergen und enthielt im Innern eine Reihe von Bildern über rauhschende Urwälder, undurchdringliche Dschungeln, gefährliche Tigerjagden, herrliche Äquatorialnächte, kurz und gut, eine robuste Welt mit tollen Farben wirbelte sich durch die Seiten des Bandes, der Johannas Lieblingsbuch war.

Als Emanuel zum erstenmal in Johannas Zimmer den schwarzen Tee trank, mußte er lächeln. Das Mädchen hatte ihm das Buch „Die Kolonie am Tigerflusse“ empfohlen.

„Das ist eine herrliche Lektüre,“ lachte sie schalkhaft, „von Bäumen, Tigern und Menschen ist darin die Rede. Es wird gerungen, gekämpft, geschossen, gefressen, geliebt und gehaßt. Herrliche Tiere und herrliche Menschen von voller Kraft und Kühnheit kommen darin vor. Lesen Sie einmal auf Seite 14, fünfte Zeile von unten. Ich spüre dabei den ganzen Geruch des Waldes, des Moosbodens und des Tigerpelzes.“

Und dann schenkte sie Emanuel von neuem ein und kam dabei mit ihren Fingern den seinen so nahe, daß er sich leicht rückwärts zurückbeugen mußte. Als es Abend wurde, stützten sich beide ans Fenster, wo dem Obstgarten ein süß schwerer Birnengeruch entstieg. Auf dem Wege, der die Wiese, übrigens eine Seltenheit in diesem Stadtquar-